



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Literaturgeschichte

Die Geschichte von *Hakon, Hareks Sohn*, die Adolf Drehler in deutscher Übersetzung in Heft 44 des Jahrgangs 1913 der Grenzboten veröffentlicht hat, ist als Sögutháttur af Hákonni Hárekssyni im 11. Bande der Fornmanna sögur abgedruckt, jener Sammlung von Sagen und Geschichten der Alterleute, die im Jahre 1828 in Kopenhagen erschienen ist.

Ein tháttur ist eine Erzählung aus dem Leben eines einzelnen Mannes, die unverbunden zwischen Sagen größeren Umfangs und Zusammenhanges stehen, und solche tháttir finden sich in allen Sagen eingestreut.

Der tháttur von *Hakon* mischt in seltsamer Weise verschiedenartige Motive. Der Eingang der Erzählung, etwa bis zur Ankunft Vigfus-Hareks beim Dänenkönig Svein (1047 bis 1074) ist ganz im Tone altnordischer Erzählungskunst gehalten und unterscheidet sich nicht wesentlich, weder im Vortrag noch in den Motiven von den übrigen sögur. Dann aber drängen phantastische und märchenhafte Motive stark nach vorn. Nicht der Glaube an den Zauber und seine gestaltändernde Kraft ist das Auffällige, derartiges findet sich wohl auch sonst. Erst mit dem Motiv von den drei Ratschlägen tritt ein nicht bodenständiges Moment ein, wenngleich ein uralter und weitverbreiteter Behelf epischer Erzählung. Er ist am deutlichsten im Ruodlieb ausgeprägt, jenem altdeutschen Roman in lateinischer Sprache, in dem die Anwendung der erhaltenen zwölf Ratschläge den Gang der Ereignisse bestimmt und ausmacht. Auch hier finden sich die Räte, die im tháttur der König Svein gibt, als erster „traue keinem Raten!“ Und

es ist kein anderes Motiv, wenn Parzival die Ratschläge seiner Mutter mißverständlich befolgt. Es dient dieses Motiv also als ein Gerüst, das mancher Geschichte die innere Geschlossenheit gibt. Aber auch sonst ist unser tháttur rund und ohne Überschuß gebaut. Jede Vordeutung findet ihre Erfüllung und wenn z. B. Vigfus versichert, er werde Svein rühmen vor allen, so erfüllt er sein Versprechen vor dem trügerischen Engländerkönig aufs Beste.

Wohlgemerkt ein Motiv unter andern, ganz ohne beherrschende Stellung ist jenes, das uns unter dem Titel des Ganges nach dem Eisenhammer durch Schiller geläufig ist. Auch dieses gehört zu den internationalen Erzählungs- und Märchenmotiven, deren Ursprung, aber auch deren Verbreitung sehr schwer oder gar nicht zu ermitteln ist. Schiller, dessen Ballade mit unserm pátt natürlich nur sehr mittelbar zusammenhängt, schöpfte aus einer französischen Quelle: *Les contemporaines ou aventures de plus jolies femmes de l'áge présent*. Der treue Fridolin heißt hier Champagne, sein Gegner Pinson, dit Bléro, die Gräfin la comtesse de K. . . Woher Schiller die Namen hat, ist oft nachzuweisen versucht worden; man entdeckte eine Gräfin von Saarwerden, die das Urbild der Kunigunde von Savern sein sollte, man suchte die Ballade zu lokalisieren, und endlose literarische Fehden, die in *Blatz* Monatschrift für die Geschichte Westdeutschlands und anderswo ausgefochten wurden, drehten sich um diese Frage.

Außer der französischen kennt man noch eine portugiesische Fassung, ja eine indische usw. Eine meisterfängerische Bearbeitung

des Motivenkomplexes in der gedrehten Frid weis stammt von Caspar Klipisch, und es ist merkwürdig, daß sich auch in dieser kunstarmen Dichtung die Ratschläge noch vorfinden, freilich in ganz verschwommenen Umrissen und nur lose mit der Erzählung verknüpft:

Ein alter Vatter gab zu Ehren  
Seinem Sohn lezlich drey Lehren. .  
Darnach solt er Untugent fliehen  
böser gesellschaft sich entziehen  
andrer Leute trauren  
Solt er sich lasen lauren  
Und mit den frölichen der Zeit genießen.

Die Dreizahl der Räte ist verloren, der Zusammenhang gelöst, und es ist nur ein Rudiment, wenn es später heißt, der fromme Knecht sei in die Kirche gegangen, „nach seines Vatters lehr zu beten.“ Immerhin scheint der Schluß erlaubt, daß die drei Ratschläge zum ursprünglichen Sagenbestande gehörten. Andere Motive, z. B. die Verleumdung wegen der Bußschatz mit der Königin (Gräfin), die ja in der altnordischen Überlieferung fehlt, rücken Meister Klipisch näher an Schiller. Hier findet sich auch noch, wie in den meisten Bearbeitungen, ein „Kalkspül“, ein Kalkofen, in dem der Unglückliche verbrannt wird; im Nordischen ist es ein Scheiterhaufen, später tritt dann der Eisenhammer an diese Stelle.

Erst Schillers Dichtung hat die Erzählung wahrhaft volkstümlich gemacht. Sie ist in alle Sprachen übersezt, der Stoff ist in alle poetischen Formen gegossen worden. Es gibt z. B. nicht wenige deutsche Dramen, die diesen Vorwurf behandeln; sie sind freilich längst verschollen, und selbst eine große romantische Oper von Meil aus dem Jahre 1838 ist verfallen, wenigleich kein Geringerer als Konr. Kreuzer sie in Musik gesezt hatte.

Dr. Karl Polheim in Graz.

Jean Pauls „Titan“, gekürzt herausgegeben von Hermann Hesse, Insel-Verlag, Leipzig, 2 Bände (Bibliothek der Romane). Dichterverte in Bearbeitungen zu lesen, hat ja immer etwas Mißliches; und wer einen Schriftsteller erst einmal liebgewonnen hat, wird sicher nicht wollen, daß sich ein Dritter zwischen Autor und Leser stelle. Und doch gibt es Fälle, in denen man wünschen muß,

daß ein vorsichtiger Kenner den verwachsenen Weg zu einer großen Persönlichkeit zunächst einmal wieder öffne. Unter zwei Bedingungen sind dann Bearbeitungen zu loben und zu wünschen: wenn es dem Vermittelnden wirklich nur darauf ankommt, den eigentlichen poetischen Kern eines Werkes durch Forträumen von Anhängseln deutlicher erkennbar zu machen, und wenn er sich darauf beschränkt, zu dem Dichter, den er einem größeren Leserkreise empfehlen will, hinzuführen — nicht aber sich einbildet, durch seine Bearbeitung ein besseres Werk zu schaffen, als es der Urdichter hervorzubringen vermochte.

Es gibt kaum Dichterverte, denen man — allen Bedenken zum Troz — gute Bearbeitungen so sehr wünschen möchte, wie den großen Romanen Jean Pauls. Und Hermann Hesse zeigt die erforderliche liebevolle Bescheidenheit Jean Paul gegenüber, wenn er im Nachwort seiner „Titan“-Bearbeitung sagt: „Der ungekürzte „Titan“ steht jedermann zur Verfügung; ich bin mehr als zufrieden, wenn meine Kürzung für viele Leser nur einen Weg zum Original bedeutet. Daß mein „Titan“ irgend besser sei als der alte, habe ich keinen Augenblick geglaubt. Daß er sehr vielen heutigen Lesern zugänglicher sein wird, und daß viele ihn nun lesen werden, die es sonst nicht getan hätten, das hoffe ich bestimmt.“

Jeder Umsichtige wird eine Bearbeitung des imposanten Jean Paulschen Romans, die unter solchen Gesichtspunkten unternommen ist, billigen und ihr weite Verbreitung wünschen. „Blütenlesen“ aus seinen Schriften verdammt Jean Paul selbst, als unbefugte Zerpfückungen organischer Gebilde\*). Nicht aber um eine Blütenlese handelt es sich bei Hesses Arbeit, sondern es ist gerade die Heraushebung des organischen Kernes aus dem „Titan“ durch Streichung etwa eines Viertels angestrebt. Wir besitzen jetzt zwei derartige Versuche für Jean Paul Leser zu werben:

\*) Begreiflich ist es ja gewiß, daß gerade aus Jean Paul immer wieder Anthologien gezogen werden. Jüngst erschienen: „Worte Jean Pauls“, herausgegeben von Waldemar Jensen (Verlag von Bruns, Minden).

außer dieser Hesseschen Ausgabe des „Titan“ die Bearbeitung des „Siebenkäs“ durch Brig Förster, den Entel des Dichters (Stuttgart 1891). Hesse hat sich noch enger als Förster an den Jean Paulschen Wortlaut gehalten; sein Umformen besteht ganz im Weglassen des allenfalls Entbehrlichen. Daß man bezüglich der Auswahl solcher zu streichender Stellen auch einmal anderer Meinung sein kann als der Bearbeiter, ist selbstverständlich und soll nicht in tadelndem Ton gesagt werden. Hesses Grundprinzip ist das richtige. Zur weiteren Bearbeitung scheint er zunächst die „Flegeljahre“ Jean Pauls in Aussicht genommen zu haben, eine Aufgabe, die ihm mit Recht als die gefährlichere erscheint, obwohl die Operation dort geringere Teile fortzuschaffen hat. Aber die Arbeit wäre lohnend; einen großen Leserkreis möchte man den „Flegeljahren“ besonders wünschen: sie sollten ein deutsches Nationalbuch sein.

Wer übrigens den Einfluß des Dichters der „Flegeljahre“ und des „Wuz“ in Hesses eigenen Romanen verspürt hat, wird sich keinen Augenblick darüber wundern, daß gerade Hesse Neigung und Beruf fühlt, für Jean Paul zu wirken.

Karl Freye in Berlin

### Tagesfragen

**Moderne Krebsbehandlung und Öffentlichkeit.** Wieviel Mittel gegen bösartige Geschwülste haben wir in den letzten zwei Jahrzehnten nun eigentlich erlebt? Sera, interne Präparate, Strahlen mit allen möglichen Buchstaben des griechischen Alphabetes. Vor einem Jahr etwa wurde wieder einmal die Arsenikbehandlung, die schon Billroth in seinen Kliniken angewandt hatte, neu entdeckt. Und in irgendeinem Krankenhaus besann man sich gar auf das gute alte Schöllkraut, das in verstaubten pharmakologischen Scharteken aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts als probates Mittel gegen „den“ Krebs empfohlen wird. Wir sind von Resignation zu Resignation getaumelt, seit im Bewußtsein der Menge die Furcht vor bösartigen Geschwülsten mächtig geworden ist. Ist es der Enttäuschungen am Ende nicht genug?

Wie steht denn heute eigentlich die Frage? Der Laie gemeinhin hofft auf die Entdeckung

des Krebsregers, und die Tagespresse feinkundiert ihm, indem sie von Zeit zu Zeit die Feuilletonspalten mit der Kunde von der endlichen Verhaftung des Übeltäters füllt. Und im Laboratorium wird die Hoffnung ihn je zu finden, kleiner und kleiner: überwiegt immer mehr die Ansicht, daß kein geformtes Lebewesen, Bazillus oder Protozoon — die Geschwülste hervorruft. Dort wird es immer gewisser, daß die bösartige Geschwulst nichts anderes ist, als das explosive, anarchistische Wuchern einer einzigen jugendlichen, embryonalen Zelle, die jahrzehntelang von der Entwicklung vergessen im Körper lag und nun, durch irgendeinen äußeren Reiz aus dem Schlaf geweckt, sich auf ihre — Jugendkraft, auf ihre gewaltige, bisher ungenützte Vermehrungsfähigkeit besinnt und dem Körper zum Verderben zu wuchern anfängt.

So liegen die Dinge heute. Und mit dieser Erkenntnis müssen wir uns klar werden, daß wir bei der Vernichtung einer bösartigen Geschwulst offenbar gegen unser eigen Fleisch und Blut zu Felde ziehen, gegen unsere ureigene menschliche Körperzelle. Die Ausichten auf einen Erfolg sind also wesentlich geringer als bei einer Behandlung von Infektionskrankheiten. Denn dort soll ja (und kann auch) ein Fremdling, ein Einbrecher getötet werden. Dort verfügen wir über chemische und vor allem dem Körper selbst als Sera entnommene Gegenmittel, deren Affinität zum Leibe des Eindringlings allein außer allem Zweifel steht. Hier aber treffen wir mit allem, was wir unternehmen, das eigene, auch das gesunde Gewebe. Das ist die innerste und bisher trostloseste Schwierigkeit des Karzinomproblems.

Mittel, auch die Krebszelle zu vernichten, besitzt die Medizin seit Jahrzehnten. Aber sie zerstören eben auch das gesunde Gewebe. So ist nun natürlich alles Bemühen darauf gerichtet, Stoffe zu finden, die chemisch oder biologisch nur mit der Krebszelle verwandt sind, mithin nur auf die Krebszelle wirken können. Diese „effektive“ Wirkung war die große Hoffnung dieses Sommers, als man in Radium und Mesothorium sein Heil suchte. Und eben diese Hoffnung hat sich bisher zum mindesten — nicht erfüllt. Gewiß, das

Krebsgewebe schmilzt unter der Einwirkung des Mesothoriums „wie Butter an der Sonne“ (so drückte sich der eine Berichterstatter auf der Wiener Tagung deutscher Naturforscher und Ärzte aus), aber — es richtet, in wirklicher Menge angewandt, in der Umgebung rücksichtslose Verwüstungen an, und wirkt in kleinerer Menge ungenügend. Das ist, nach ein paar Monaten eines vorzeitigen Optimismus, das traurige Ergebnis. Einsteilen!

Vorläufig ist also zum Jubel kein Grund. Vor der Hand muß von den Ergebnissen in stiller emsiger Arbeit die Entscheidung abgewartet werden, ob den Stoffen Radium und Mesothorium nicht doch wenigstens eine Spur von jener erhofften „elektiven“ Kraft innewohnt. Ob die beiden nicht doch eine bescheidene chemische Verwandtschaft zu irgendeinem unbekanntem Stoffe haben, der der Krebszelle allein, nicht aber der normalen Körperzelle innewohnt. Und endlich: ob es nicht doch einmal gelingt, die richtige Technik der Anwendung auch in jarten inneren Organen zu finden.

Man sieht: eine Angelegenheit, die viel Zweifel und nicht eben viel Hoffnung birgt. Grund genug, sie als solche zu behandeln, mit aller Energie, aber auch mit allem Skeptizismus und vor allem: mit aller Verschwiegenheit. Mußte es wirklich so kommen, wie wir es in diesem Sommer erlebten? Mußten wir wieder einmal laut jubeln, um schließlich eine neue Enttäuschung zu erleben? Es ist immer das alte Spiel: ein Mittel wird entdeckt, von womöglich unberufener Seite, in der Öffentlichkeit beschwagt, bejubelt. Und wenn schließlich törichte Blühträume nicht reifen, wird der Wert des Neuen womöglich unterschätzt. Kochs Tubertulin, Ehrlichs Präparat (das dem Forscher bekanntlich vom Berliner Tageblatt den Charakter als Christus eintrug), tausend weniger bekannte Erfahrungen der gleichen Art und der gleichen Enttäuschung — war es wirklich nicht genug? Mußte man wieder, bevor von kundigem, wissenden Munde der Spruch gefällt war, die Öffentlichkeit mit einer unentschiedenen Sache beunruhigen, mit Mesothoriumkonzerten Münchener Angedenkens Kleinen Aufbringlingen ihr Lokalrühmchen auffrischen und am

Ende tausend Hoffende enttäuschen und (was fast schlimmer ist) in den weitesten Kreisen einen unfruchtbaren Pessimismus säen?

Ich habe es nicht unternommen, diese Enttäuschung zu mehren. Im Gegenteil, unter allen Umständen soll die geringe Aussicht, die heute die radioaktiven Substanzen noch gewähren, weiter erforscht werden. Aber nicht in Feuilletonspalten, sondern im Laboratorium. Und kein Wort sollte hinfort über die Lippen ernster skeptischer Forscher kommen, bevor am siechen Menschenleib und unter dem Mikroskop die Wirksamkeit der Stoffe erwiesen wird.

Wir brauchen die Öffentlichkeit zur freiwilligen Spende zunächst nicht. Sind wir ein Bettlervolk, dessen Staatskassen verfallen, wo ernste Wissenschaft die Mittel heischt, die Todesnot von Zehntausenden zu lindern? Und haben wir, wenn nun durchaus private Spender herangezogen werden müssen, im Großkapital keine Gentlemen, die das, was sie heute öffentlich stiften, auch in aller Stille dem Forscher nicht verweigern, der sie im Zwiegespräch auf eine Möglichkeit aufmerksam macht, zu Hilfe und Heilung zu gelangen?

Der Arzt, der Biolog mag in seiner Werkstatt Hoffen und Fürchten in jähem Wechsel durchleben, wie es sein bitterer Beruf ist, der Skeptizismus und Verzicht heischt. Die draußen aber sollen nicht das Bangen und Sorgen jener allmorgendlich auf Holzpapier miterleben. Wir sollen uns hüten, mit ungeitigem törichtem Popularisieren dieser Dinge Arm und Herz zu lähmen. Mit Furcht und elendem Hypochondertum.

Biologus

**Theater und Kino.** Auf diesen Blättern ist schon mehr als eine Meinung über dies Thema ausgesprochen. Da sei es denn erlaubt, vorzutragen, was das Theater vom Kino lernen kann.

Ein Ersatz für das Theater ist das Kino nicht geworden und wird es auch kaum werden. Wohl aber hat es seinen großen Aufschwung unter anderem dem zu danken, daß es eine Rolle des Theaters übernommen hat, die Schaulust zu befriedigen. Vorläufig ist es dem Publikum gleich, ob es ein Kamel vorüberführen sieht, oder einen neuen Luft-

schiffstyp oder die Verhaftung eines gerade berühmten Luftmörders. Das Gemeinsame ist lediglich das Ungewohnte, das Erregende. Dazu muß aber die Handlung kommen, das Leben. Das ausgestopfte Kamel in seinem Glasfaß, die Zeichnung des Luftschiffes und der photographierte Verbrecher haben nur noch einen Rest von Interesse. Wenn also nun Scharen aus dem Theater bleiben und ins Kino gehen, so ist vielfach der Grund der, daß das Kino sachlich interessantes in Handlung vorführt. Mag auch der Gegenstand oft genug albern und die Handlung auf ein stummes Schattenbild reduziert sein. Auch diese Rudimente ziehen noch.

Daß das Theater stärker zieht, haben die Schülerversuche in Hannover, über die kürzlich berichtet wurde, bewiesen. Aber allerdings wurde Schiller vorgeführt. Da geschieht etwas und man sieht Tell und den Landvogt, Leute, denen man nicht vorher auf der Georgstraße begegnet war.

Ein großer Teil unserer modernen Dramatik verzichtet aber auf das Ungewöhnliche, auf Tempel und Männer in Rüstungen, Njar und Wallenstein oder moderne Gardetürassiere im Kürass. Derartiges ist nun aber einmal für die Menschen interessanter als ein schnapsduftender Fuhrmann in einer Proletarierwohnung. Dies Manke kann wohl in Eliquen (die gemeinten sagen Gemeinden) durch literarische Werte auf einige Zeit ersetzt werden, aber nicht auf die Dauer und nicht fürs Volk. Andererseits ist „literarische Bedeutung“ durchaus kein Gegner einer Einkleidung in sehenswerte Formen. Diese Formen für die Ideen zu finden ist auch Kunst. Sie ist quasi das hochzeitliche Kleid, ohne das schon mancher zurückgewiesen wurde, der zum Fest kam. Wagner hätte die philosophische Idee seines Parsival ja auch in der Seele eines strophulösen modernen Proletariers vorführen können. Es ist sehr zu bezweifeln, ob er damit eine dauernde und starke Wirkung erzielt hätte. Und ob die Gedichte unserer Klassiker so allgemein und als Kunstwerke wirken würden, wenn sie im Dialekt, „von eme alde Frankforder“ oder im schwäbischen Dialekt geschrieben wären, ist wohl nicht zweifelhaft.

Mit der naturalistischen Periode, deren Wert für die Entwicklung der Literatur und

des Theaters damit durchaus nicht bestritten werden soll, ist aber ein großer Teil des Publikums aus dem Theater herausgespielt.

Den Gründlingen im Parkett (sie sollen bisweilen auch in den Logen sitzen) kann man, wenn man einmal für das Theater schreibt, viele Konzessionen machen. Darunter leidet der „literarische Wert“ eines Stückes so wenig, wie der moralische, vide Shakespeare. Und mit diesen Konzessionen behält man die Leute und kann ihnen auch das eingeben, worauf es einem selber ankommt, notabene, wenn man ihnen etwas zu sagen hat. Vom literarischen Wert allein lassen sich nur die vom Handwerk locken. Das hat doch wohl die Theatergeschichte erwiesen. Auch die Ausstattung tut es nicht, besonders nicht ihre Wahrheit. Das Kino beweist es. Es ist fast immer nur schwarz und weiß und das wird widerspruchlos angenommen. Und gar die Wahrheit? In der Besprechung einer Aufführung der Iphigenie wurde getadelt, daß der Tempel jonisch, ich glaube sogar in einer späteren Nuance dieses Stils gebaut war. Er hätte aber archaisch-dorisch sein sollen nach Meinung des Kritikers.

Ich habe das Geburtsjahr der Iphigenie längst vergessen und ähnlich ist es wohl den meisten anderen Zuschauern auch gegangen. Und viele werden — *horribile dictu* — vielleicht nicht einmal gewußt haben, in welchen Jahrzehnten die ersten Tempel in entwickelten jonischen Formen errichtet sind. Wenn eine Geschichte so alt ist wie die der „Iphigenie“, dann kommt es eben für eine künstlerische Darstellung auf ein paar Jahrhunderte auch nicht mehr an.

Die Regisseure und die zu ihrer Aufsicht bestellten Kritiker denken freilich anders. Das Resultat haben sie. Sie haben es aber noch an einer anderen Stelle: in der Rechnung über den Fundus. Eine Provinzialstadt von einhundert- bis zweihunderttausend Einwohnern „braucht“, wenn sie ein Theater baut und dem Publikum alle Arten von Dramen vorführen will, einen Fundus für 300 000 Mark. Und dann noch jahrelang für Einstudierungen aller möglichen Stücke jährlich 50- bis 100 000 Mark. Götz und Wallenstein können natürlich nicht in gleichen Rüstungen gespielt werden und Faust braucht wieder andere Kostüme.

Es liegen ja auch wohl praeter propter einhundertundzwanzig Jahre dazwischen. So geht es mit der übrigen Ausstattung auch.

Mit der teuren Ausstattung, den riesigen Bühnen — zugegeben, daß sie für einen Teil der großen Opern und einige Dramen relativ notwendig sind — wird aber die bauliche Anlage überhaupt teuer. Die elektrischen Anlagen sind so ausgebildet, daß man sich kaum noch Beleuchtungen denken kann, die nicht in gewissem Sinne nachgeahmt werden können. Also werden immer raffiniertere Beleuchtungsanlagen angeschafft. Mag auch die Anlage Zehntausende und Tausende jährlich der Betrieb erfordern. Das „künstlerische Bühnenbild“ soll das alles verlangen. Das ist zwar nicht wahr. Es heißt Mücken seigen und Kamele verschlucken, wenn man allerlei Dämmerungserscheinungen (aber auf etliche Sekunden oder fünf Minuten zusammengedrängt) vorführt, während man die tollsten Unmöglichkeiten der Raumperspektive in den Kauf nimmt. Von Luftperspektive ganz zu schweigen.

Wenn wir nun aber das Geld aufwenden können und um der (angeblich so geliebten) Kunst willen auch ausgeben wollen?

Einige reiche Anstalten mögen das tun und gut, daß sie es tun, aber erstmal brauchen wir billige Theater. Man muß heute reich, leichsinnig oder fanatischer Theaterliebhaber sein, um oft ins Theater gehen zu können. Und doch braucht ein gesunder Theaterbetrieb ein großes Stammpublikum. Nicht eins, das die in dieser Saison neuen Stücke oder einen Teil von ihnen kennen lernen will. Ein Stück, das man nicht mehrmals gern sieht, ist nicht wert, aufgeführt zu werden. Das Publikum hat an der Schauspielkunst erst den höchstmöglichen Genuß, wenn es sieht, wie der ganz bestimmte, bekannte Schauspieler eine bestimmte Rolle wiedergibt. Und der Schauspiel- oder Sangeskunst dient doch das Theater. Oder ist es der Apparat, das Publikum mit den neuesten eben erworbenen Schlagern der Berliner Bühnen bekannt zu machen?

Deshalb, weil das Stammpublikum die Hauptsache für ein gesundes Bühnenunternehmen sein muß (außer in Städten, die sich auf Fremdenverkehr verlassen können), müssen

die Preise billig sein. Das Theater soll eine künstlerische Unterhaltung, in diesem Sinne eine moralische Anstalt — man kann auch sagen eine ästhetische — sein. Und dafür ist das Publikum so ziemlich da. Daß man ihm daneben literarische oder patriotische, religiöse oder sonstige Werte nahe bringt, ist sehr schön, aber das Eigentliche ist das Spielen oder das Singen. Das Stück ist das Instrument, auf dem der Schauspieler seine Kunst zeigt. Man wird wünschen, daß es ein edles Instrument sei, aber das Spezifische ist immer das Spiel.

Und das Theater braucht den teuren Apparat, die Ausstattung, die Lichtspielereien („Effekte“) nicht, braucht den Palast nicht, braucht auch die sogenannte Naturwahrheit nicht. Was es darbieten muß, ist Handlung, und zwar gegenständlich interessante. Alles andere, sittlich oder unsittlich, Kunst oder Kitsch, Wahrheit oder Lüge, ist für die Anziehungskraft fast gleichgültig.

Und es ist noch sehr die Frage, ob die gemeine, zotige Darstellung erotischer Beziehungen im menschlichen Leben — die nun einmal bestehen und interessieren —, oder die künstlerische, also auch nie schamlose Wiedergabe ein größeres und zahlungswilligeres Publikum hat. Ebenso ist es mit den übrigen Themen, die uns interessieren. Auch eine satirische Darstellung aus dem Leben, dem des einzelnen und der Politik, fände ein Publikum, so gut wie die satirischen Blätter. Erst recht die großen Vorgänge der Geschichte, die ja auch (besonders allerdings die anekdotischen) im Kino ziehen. Was ethisch, dichterisch, künstlerisch hineingelegt wird, ist in der kleinen Schar der kulturell höchststehenden allerdings ausschlaggebend für ihr Urteil — noch nicht einmal durchweg für den Besuch. Dies Urteil wird sich wohl mit dem der Nachwelt decken. Aber auf die wirtschaftlichen Aussichten ist der Einfluß gleich Null. Wie figura auch heute zeigt. Mag's den Herren von der Kritik behagen oder nicht.

In puncto Lokal, Ausstattung, Lebenswahrheit, Lichteffekte usw. werden große — ja alle Konzessionen vom Publikum gern gemacht, ebenso in puncto Wit, literarische Bedeutung usw. Aber man verlangt das zu sehen, was nicht alltäglich ist, was nicht all-

tägliche Vorstellungen und Empfindungen hervorruft und was stark reizt, also lebt, sich bewegt. Und diesem Programm entspricht trotz viel geringerer Eignung eben oft das Kino mehr, als das Theater. Daher der Erfolg.  
f. Paulsen in Nachen

### Philosophie

**Preisauflage.** Die Kant-Gesellschaft (Geschäftsführer: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Waihinger-Halle) schreibt ihre siebente (Zubiläum-) Preisauflage aus, deren Dotierung durch die Spenden von Behörden, Magistraten und zahlreichen einzelnen Persönlichkeiten möglich geworden ist. Der 1. Preis beträgt 1500 Mark, der 2. Preis 1000 Mark, der 3. Preis 500 Mark. Nachträgliche Erhöhung der Preise ist nicht ausgeschlossen, falls weitere

Beiträge zu dem Preisfonds einlaufen. Das Thema des Preisausschreibens, zu welchem der Direktor der Bibliothek des Herrenhauses, Dr. Thimme, die erste Anregung gegeben hat, lautet: „Der Einfluß Kants und der von ihm ausgehenden deutschen idealistischen Philosophie auf die Männer der Reform- und Erhebungszeit.“ Auf einzelne dieser Männer, z. B. auf Theodor von Schön, näher einzugehen, ist den Bearbeitern freigestellt. Preisrichter sind Geheimer Reg.-Rat Prof. Dr. Max Lenz-Berlin, Geheimer Hofrat Prof. Dr. Friedrich Meinecke-Freiburg i. B., Prof. Dr. Eduard Spranger-Leipzig. — Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind unentgeltlich und portofrei zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kant-Gesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstraße 48.

**Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.**  
Verantwortlich: der Herausgeber George Eietnow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Gehwigstr. 1a.

Sprechsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8680, des Verlags: Amt Sünzow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.

# Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. —  
Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-,  
Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-  
Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, indi-  
vidueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles  
Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute  
Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

## Waren in Mecklb. am Müritzsee.